

Alltag. Abenteuer. Jenseits

(Annette Keck)

In Jean-Claude Lauzons Film *Léolo* aus dem Jahr 1992 vertieft sich eben der vierzehnjährige Titelheld nachts im Licht der offenen Kühlschranktür in ein Buch, das tagsüber dazu dient, den Küchentisch zu fixieren. Diese Buch ist der Roman *L'avelée des avalés* von Réjean Ducharme (deutsch: Von Verschlungenen verschlungen), und ein Satz, der handschriftlich dem Titel zugefügt wurde, wird zum Mantra des Films „parce que moi je rêve, moi je ne le suis pas ... was übersetzt so viel heißt wie *Ich träume, also bin ich nicht*. Im Laufe der Romanlektüre beginnt Léolo selbst zu schreiben, aus der Welt der Familie hinaus und in diese wieder hinein. Mit diesen Welten inszeniert der Film eine Groteske, lachhaft, ekelhaft, komisch, schmerzlich, abstoßend und anziehend. Für mich hatte sich das Mantra des Films am Ende verschoben, nicht mehr: ich träume, also bin ich nicht, sondern: ich lese, also bin ich nicht. Als solchen habe ich ihn jahrelang falsch erinnert.

Wenn wir hier über das Abenteuer, das Jenseits und auch den Alltag sprechen, dann scheint mir dieser Film einiges zu erzählen über ‚den Realismus‘ der Literatur. Er zeigt, wie Literatur einen Weg aus dem Alltag heraus bieten kann. Der offene Kühlschrank illuminiert den Fluchtweg einer „halluzinatorischen Lektüre“, die einen buchstäblich körperlich bannt und gerade in diesem Bann Selbstvergessenheit und Welterfahrung zugleich bietet. Ich lese, also bin ich nicht. Indem Leólo vom Lesenden zum Schreiben wird, kann er sich eine andere Herkunft (Sizilien) erfinden, seine (und unsere) Weltwahrnehmung verschiebt sich, Literatur greift in den Alltag ein. Damit aber liegt das Abenteuer der Literatur gerade nicht in einer Wirklichkeit, die wir mit unserem täglichen Leben abgleichen können, sondern in ihrer Wirksamkeit. Wirklich ist, was wirksam ist.

Als besserwischerisch-schlechtgelaunte Literaturwissenschaftlerin hätte ich jetzt - gerade wenn es um so etwas wie *den Realismus* geht - als erstes sagen müssen, dass es so etwas wie *den Realismus* in der Literatur gar nicht gibt. Eine Vielzahl von Realismen, ja. Auch hat Roman Jakobson schon früh erkannt, dass ‚Realismus‘ eigentlich eine Leerformel ist, wie bspw. Relevanz auch, dass er als Kampfbegriff künstlerischer Landnahme fungiert. Gab und gibt es doch genug literarische Strömungen, die mit dem Hinweis operieren, dass die Texte ihrer Kolleginnen und Kollegen keinerlei Relevanz besitzen, weil sie an der Wirklichkeit vorbei schrieben. Was denn relevant wirklich oder wirklich relevant sei, bleibt dabei oft mehr als vage.

Als gutgelaunte und ansatzweise entspannte Literaturwissenschaftlerin möchte ich sagen, dass ich den Weg vom Lesen ins Schreiben sehr gut kenne. Das beginnt mit unserem täglich Brot, unserem Alltag. In Aufsätzen, Büchern und Seminaren denken wir literarische Texte nach, klopfen sie auf ihre Sprachkonzeption, philosophisch-theoretischen Parameter, ihre narratologischen Implikate, Poetologien und kulturtheoretischen Hintergründe ab. Das ist unser Handwerk. Hinter all diesen Begriffen aber steht das Abenteuer, dass dieses Nach-Denken eine Übersetzungsarbeit ist: Was steht da? was heißt das? Warum ist die Protagonistin ein *model*, was leistet diese Figurenkonzeption für das Erzählen einer Pauschalreise? Was passiert mit dem Genre des Bildungsromans, wenn damit die Geschichte eines Klons erzählt wird? Was sagt uns das für unser Verständnis von Individualität? Gerade in Zeiten von Wikipedia geht es um Satz für Satz, Worte werden auf ihren Hintersinn abgeklopft - dann kann schon mal aus einem ‚Kanaken‘, der sich aufführt, eine ‚Aufführung‘ werden und diese ‚Aufführung‘ zeigt uns, dass und wie Theatralität und Diskriminierung möglicherweise zusammengedacht werden müssen. Im besten Fall gerate ich damit an die Spitze meines eigenen Denkens, ohne ich ein Jenseits des eigenen Wissens. Ich begeben mich auf unsicheres Terrain, denke

auf dem schwankenden Boden der Worte und Geschichten anderer, suche ich das Denken der Literatur zu fassen. Das ist das literaturwissenschaftliche Abenteuer, das es zu bestehen gilt. Das besteht man nicht immer, wenn man es aber sucht und besteht, sieht die Welt nachher nicht unbedingt besser, aber anders aus.